

ENOSSE

um Gedächtnis

ler Schröder

gedacht, die das Gohliser Gartenhaus, nun auch mit soviel andern in Schutt Asche liegt, im Gedächtnis der Freunde erleben läßt.

Als ich den langjährigen Weggenossen Sommer 1949 zum letzten Male besuchte, da er mir kopfschüttelnd, er halte sich endlich aus dem Großbetrieb der Goethern heraus. Ich habe das verstanden, obwohl unter den vielen Vortragsthemen des Lenkjahrs recht gut eines hätte lauten können „Goethe und der Inselverlag“ oder besser „Goethe und Anton Kippenberg“. Hier rühren wir an das eigentliche Zentrum der geistigen Welt und der aus hervorgegangenen Tätigkeit des Mandersloh nicht nur durch lange Jahre Präsident der Weimarer Goethesellschaft und Ehrenmitglied des Frankfurter Hochstiftes, sondern vor allem der Schöpfer und Bearbeiter der größten Goethesammlung war, der im Besitz eines einzelnen gewesen ist, die sie durch Glück und Umsicht aus der jüngsten Katastrophe ins westliche Deutschland gerettet werden können, hat ihr gesamt sie in einer Reihe von Teilausstellungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht. So erhebt sich jetzt von allen Seiten die Frage, ob es gelingen werde, die Werke dieser einzigartigen Sammlung, die in ihren Büchern, Handschriften und bildlichen Dokumenten auch rein materiell einen sehr beträchtlichen Wert darstellen, in deutsche Hand zu überführen. Auf alle Fälle werden die herrlichen Logobände und die „Jahrbücher der Sammlung Kippenberg“ ihr Andenken würdevoll erhalten.

verwundern. Wir möchten mit einer eingehenderen Würdigung des Schriftstellers und Poeten warten, bis seine Verse, Aufsätze und Reden in ähnlicher Weise vereinigt vorliegen werden wie die „Kleinen Schriften“ Katharina Kippenbergs. Hier sei nur eines wahrhaft genialen Einfalls gedacht, der fiktiven Gründung der „Stadelmann-Gesellschaft“, die in ein paar, nur den nächsten Freunden und, soweit ich erinnere, keinem vollständig geeigneten Schriftchen mit unübertrefflichem Wit die Gestalt des bekannten Goetheschen Faktotums zum Gegenstand „wissenschaftlicher“ Untersuchungen machte, ein Scherz, durch den die tüftelnde Akribie der Goetheforschung sich lachend selber ein Schnippchen schlug.

Wohl jeden, der sich mit dem geistigen Leben unseres Volks verbunden weiß, wird bei der Nachricht vom Tode Anton Kippenbergs das Gefühl überkommen sein, als sinke mit ihm eine ruhmreiche Epoche deutschen Verlagswesens — und mehr als nur sie — ins Grab. — Ähnliches hab ich beim Hingang Max Reinhardts empfunden. Auch seine Wirksamkeit hab ich von der Zeit des „Schall und Rauch“ an über die ersten Anfänge des „Deutschen Theaters“ und weiter vielfach aus nächster Nähe verfolgt. Unsere letzte Begegnung fand in Salzburg statt, bei der Einweihung des Hofmannsthaldenkmals, das dann nach einem halben Jahr von den einrückenden Nazis zerstört wurde. Nicht mit allen Künsten der Reinhardtschen Regie war ich einverstanden gewesen, aber ich wußte doch, daß mit dem Weggang des genialen Theatermannes ein gut Stück deutscher Geistes- und Kulturgeschichte gegangen und nun an sein Ende gelangt sei.

Ein Ende solcher Art bedeutet freilich immer zweierlei: Hinterlassenschaft und Erbe. Der Überlebende darf sich dessen getrösten, was in diesen beiden Worten an Verpflichtung liegt und mit ihr — allen finsternen Wetterzeichen zutrotz — an Hoffnung.

Der journalistische Mensch

Ausblick auf G. B. Shaw

Von Otto Flake

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts entfaltete ein seltsamer Vogel sein schillerndes Gefieder, George Bernard Shaw, zur gleichen Zeit wie sein Landsmann und Jahrgangsgenosse, Oscar Wilde. Beide belegten die Bühne, und für einen Augenblick hatten sie etwas Gemeinsames: Stücke waren ihnen Vorwände, um verblüfften Zuhörern Geist, Wit und Ironie anzubieten.

Im übrigen unterschieden sie sich wie Feuer und Wasser, wie nur je zwei Antipoden. Bei Wilde ging die irische Wurzel tiefer, bis in jenes keltische Erdreich, dem Märchenfäden und Feen entschweben. Ästhet, Formalist und Gräzist, brachte er die Anlagen mit, um Dichter im alten Sinn des englischen Poeten zu werden. Der Snobismus, der Salon, der gesellschaftliche Ehrgeiz und ein gewisser fettiger, femininer, genußsüchtiger Einschlag hinderten die Entfaltung. Er lebt nur im „Dorian Gray“ weiter, der durch den Symbolgehalt noch lange bezaubern wird.

Das Irische bei Shaw reicht gerade aus, um den scharfen Puritanerverstand aufzulockern, beweglich, angreifbar zu machen. Nichts kann seltsamer sein als die innere Chemie, der ein menschliches Lebewesen, ein Charakter oder eine Seele entspringt. Bei diesen Gebilden geht alles mit kausalen Dingen zu; es gilt das Wort vom Gesetz, wonach wir antreten und wirken müssen. Im Grunde sind wir nur Abwandlungen der Haltungen, die von den Vorfahren längst gefunden wurden; wir bewegen uns auf einer Skala zwischen Hingabe und Widerstand, zwischen Ja und Nein. Die Zahl der Haltungen ist beschränkt, nur ihre Mischung ist unerschöpflich.

Vergleicht man Shaw mit Ibsen, an den er anknüpfte und den er zu seinem ersten Sprungbrett machte, so steht die Strenge und Geschlossenheit des Norwegers der nervösen Beweglichkeit des Engländers entgegen. Es ist der Unterschied nicht nur zweier Generationen, sondern zweier Zeitalter. Den rocher de bronze aus dem bleichen Norden könnte man um ein paar Jahrhunderte zurückversetzen und an einen der alten protestantischen Pastoren denken, die gleich Luther an den Teufel und die Hölle glaubten; mit Shaw bricht der journalistische Mensch ins Reich der Werte ein und erhebt einen Anspruch, der solange an die Pforten pochen wird, als dieser neue Aeon, eben der journalistische, dauert.

Wir leben mitten in ihm und können es

SPÄT IM JAHR

Habt Vorrat ihr genug, ihr meine Augen,
Für einen Winter, lang und weiß und grau?
Nehmt noch dies Asternrot, dies weiche Lila,
Dies späte Gelb, dies herbstlich klare Blau

Und nehmt den Silberglanz der großen Flügel
Des Habichts und des Eichelhäbers wahr,
Und auch den Birnbau nehmet, ein goldenes Gleichnis
Des Oberschwangs vom segensreichen Jahr.

Und endlich nehmt das Lächeln und die reine
Strahlung des schönen Menschenangesichts,
Und alle Nacht wird herrlich euch erhellt sein
Vom farbigen Widerschein geliebten Lichts.

widern.
lers
n
i.
nah.

ten.

Und endlich nehmt das Lächeln und die reine Strahlung des schönen Menschenangesichts,

ten.

Und alle Nacht wird herrlich euch erhellt sein Vom farbigen Widerschein geliebten Lichts.

nir nah.

1950* im Suhrkamp-Verlag, Berlin und Frankfurt am Main.

EWIG GRÜNEN ORIGINALITÄT

nicht dringend der Eitelkeit verdächtigt und zwar einer etwas kümmerlichen? Würde es einfallen, die Künstlerkraft des Musikers von seinem musikalischen Können und Wissen abzutrennen, der Musik dem Exakten das Künstliche entgegen zu stellen? Wer wollte die Genauigkeit und anatomisches Wissen auseinanderreißen? Aber die Antithese von Form und Verständnis für poetische

Daß im Gebrauch der Sprache Charakter sich abbilde, im richtigen wie im falschen Gebrauch, wer möchte es bestreiten? Der Wille, richtig zu schreiben, die Bereitschaft, das eigene Gefühl, den eigenen Ausdruck an einer gültigen, allgemeinen Form zu prüfen, greift hinter die Sprachlehre zurück, erwächst aus einer ethischen Wurzel. In der Tat ist die Sorge um den rechten Gebrauch der Sprache zuvor ein ethisches Anliegen, ehe es ein ästhetisches sein darf. Deshalb sollte man, wo es um Pflege und Erziehung geht, das Wort „Stil“ vermeiden: der Adept, der nach Stil trachtet, sucht den Glanz und wird darüber ins Elend eines verworfenen Dilettantentums geraten.

Das glänzende Elend fängt aber nicht erst in manchen Sprachbüchern an, sondern schon in der Schule, in ihren frühesten Klassen: dort wird — das geht auf Stimmungen und Bestrebungen aus der Zeit um 1900 zurück — häufig den Kindern nicht so sehr das Richtige zur Aufgabe gemacht wie die Weisung eingeschärft: „schreib lebendig!“, „schildere persönlich!“ Das bedeutet im Durchschnitt den Kult des Schöpferischen unter der Ägide von Müller und Schulze: nicht klassische Prosa wird bekanntgemacht — sie gilt als zu schwer —, sondern Prosa, deren Stil sichtbar ist wie ein Hut im Schaufenster, schlechtes Feuilleton also wird zum Muster gerade in den früheren Jahren: So zeugt und gebiert sich das Übel ewig grüner Originalität in der deutschen Prosa fort und weiter. Wann wollen die Initiatoren des Sprachunterrichts, die Lektoren der Verlage begreifen, daß die Sprache ihrem Wesen nach Konvention ist (daß der Dichter aus ihr heraustritt, widerlegt diese Überzeugung nicht), daß endlich sich unser aller Wille, unsere ganze Kraft darauf richten muß, einer neuen, gemäßen, sauberen, soliden Konvention der Sprachform vorzuarbeiten? Solche Bindung wird dem Heraufkommen echter und großer Dichter dienlicher sein als die Lösung der Unberufenen.



Gerhard Storz

Mitherausgeber

des „LITERARISCHEN DEUTSCHLANDS“

formen ist ein Gemeinplatz unter angeblichen Freunden und Pflegern der Sprache, als ob zur Bestimmung dessen, was an einem sprachlichen Kunstwerk mit Recht Stil genannt wird, die bloße Intuition, die bare Subjektivität genüge.

der alten protestantischen Pastoren denken, die gleich Luther an den Teufel und die Hölle glaubten; mit Shaw bricht der *journalistische Mensch* ins Reich der Werte ein und erhebt einen Anspruch, der solange an die Pforten pochen wird, als dieser neue Äon, eben der *journalistische*, dauert.

Wir leben mitten in ihm und können es nicht ändern. Der *journalistische Mensch* ist der der rasch zusammengerafften Anregungen, des bald vorwitzigen, bald mutigen und unbekümmerten Mitredens. Das gehört zur Demokratie, zur grundsätzlichen Gleichheit, zum Prinzip der freien Bahn für alle. *Keyserling* fand, der Chauffeur sei der Prototyp unserer Tage. Er hat einen Bruder, der mit ihm zur Reportage fährt, den Zeitungsmann.

Amüsant ist, nachzulesen, wie der junge Journalist Shaw sich Kenntnisse aneignete, in der Musik, in der Medizin, in den sozialen Fragen: ungefähr, als Selfmademan, mit scharfem Blick, und alsbald herausfordernd zu streiten begann, ohne Respekt vor dem Fachmann und im Vertrauen auf etwas, das er den kritischen Menschenverstand nennen mochte.

Aber hier nun setzt das Besondere ein, das immerhin doch noch Individuelle. Das kritische Verhalten wuchs aus tieferen Schichten, wo bereits das Philosophische zu Hause ist. Das Philosophische in einem höchst modernen, praktischen Sinn: gekoppelt mit dem Drang, zuzugreifen und zu helfen. In G. B. S. steckt ein Sokrates von heute, ein gerissener Dialektiker, ein nüchterner Realist, ein Gegner der mystischen und scheuen Empfindungen.

Nichts liegt ihm ferner, als die Dichterneigung, das Leben in heiligen Schleiern zu sehen; er hätte keinen „*Grünen Heinrich*“ schreiben können. Er brachte schon, obwohl noch in den Frühzeiten der Technik geboren, das Wissen um die Temposteigerung mit, die den Menschen gründlicher verwandelt als jedes andere Ereignis. Man kann an ihm die Verwandlung des Goethemenschen in den von heutzutage leicht studieren. Janus schaut nur nach zwei Seiten, Proteus nach so vielen, daß er kaleidoskopisch wird.

Puritaner, ist er ohne weiteres Ethiker und als solcher Platoniker, auf seine besondere Art, eben die sokratische, nicht die metaphysische. Nicht die Veranschaulichung von Gestalten ist seine Stärke, sondern die Klaviatur der Ideen. Ohne den Wit und die Beweglichkeit ginge es bei ihm dürr

(Fortsetzung auf Seite 4, Spalte 1 unten)

didakt, der das Leben und die Erfahrung dem Katheder vorzog. Flieger aus Leidenschaft, ist er mit der kanadischen und mit der britischen Luftwaffe im Ersten Weltkrieg geflogen, wobei er zweimal abgeschossen und einmal schwer verwundet wurde. All dies ist in seinen Werken zu verspüren, in jenen absonderlichen Typen, die seine Bücher bevölkern und die nur aus vertrautem Umgang so „echt“ skizziert sein können, vor allem aber in jenem Ton von Melancholie und ein wenig selbstgefälliger Bitterkeit, mit dem sich seine Figuren gebärden. „Seinem ganzen schriftstellerischen Werk wohnt eine Art kalte Wildheit inne“, sagt der amerikanische Kritiker Joseph Warren Beach, „eine gespannte Heftigkeit, die einen an die quälende Nervenverfassung und die wirklich vorhandene physische Pein denken läßt, die Folgen seines Fliegereinsatzes im Weltkrieg, unter denen er ununterbrochen zu leiden hatte ... Es kommt einem so vor, als ob er bei allem, was immer er auch tut, wo immer er in der

Man könnte meinen: Wenn Philosophie das Niemandsland zwischen Religion und Wissenschaft ist, wie Russell sagt, dann ist er selbst kein Philosoph. Aber auch kein Literat — trotz der so ungenauen Bezeichnung, durch die er in die Klasse eingerückt wurde, zu deren „Elementen“ William Faulkner gehört. Er glaubt nicht, daß Philosophie andere Wahrheiten verlauten dürfe als Wissenschaft. Sie habe nur noch exakter zu sein. So ärgert sich schon der kleine Bertrand auf der Schulbank über den Lehrer, der x , y , z verwendet und nicht sagt, was sie in Wirklichkeit sind, obwohl er es doch wüßte. Zwanzig Jahre später schreibt er die „Principles of Mathematics“ (1903).

Der junge Freidenker hält die Zahlen nicht für das Wesen der Dinge wie der alte Pythagoras, aber er hält es mit dessen Ausspruch, daß die Zahl das „Allerweisseste“ sei, und an zweiter Stelle erst die menschliche Sprache stehe, mit all ihren Ungenauigkeiten. Wie Leibniz, über den er

ein großartig einseitiges Buch schreibt, und so die Diskussion entfacht, scheint er auch zu hoffen, daß es eines Tages gelingen müßte, philosophische Fragen *rechnerisch* zu lösen. Mit dem Bleistift in der Hand, sagte Leibniz, wären wir in der Lage, Metaphysik und Moral ebenso zu erörtern wie Geometrie und Analysis. Denn *Mathematik ist nichts anderes als ein Fall von Logik*. Man muß ihr eine logische Grundlegung geben. Auch das war nicht pythagoreisch: Hatten die Alten nicht den Entdecker die inkommensurablen $\sqrt{2}$ bei einem Schiffbruch durch die Götter umkommen lassen? Einfach deswegen, weil die Zahl 1,4142 ... nicht einfach genug war? Diese Grundlegung der Mathematik leistet Russell zusammen mit seinem Freunde Whitehead: der 1. Band der „Principia Mathematica“ erscheint 1910. Wenn die Mathematik logische Schwierigkeiten bereitet, so liegt dies an der bisherigen Logik, die durch die verwachsene Rede bestimmt, dumpf und

(Fortsetzung von Seite 3)

und trocken wie bei anderen Rationalisten zu.

Er hat eine impressionistische Technik, was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß er in den Jahrzehnten des Impressionismus aufwuchs. Impressionisten sind Gegenspieler der Symphoniker. Zwar weiß er um die Vielheit der Ideen, das heißt der Möglichkeiten, die der menschlichen Fauna gegeben sind, aber diese Auffassung entwickelt sich bei ihm nicht zur Anschauung, die über der sinnvollen Wirre des Lebens schwebt, alles begreift und deshalb leicht die Parteinahme meidet.

Seine Gestalten sind nicht eigentlich Vollmenschen mit Fleisch und Blut, eher Hüllen, denen erst der Schauspieler Kontur, Geste und Farbe gibt. Schauspieler lieben diese Aufgabe, die ihnen so große Freiheit läßt. Shakespeare kommt vom Dämonischen und — kontrapunktisch — vom Märchenhaften her; Shaw zeichnet bizarr, in *Callots* Manier. Das erklärt sich aus dem Unausgeführten seiner Figuren, deren Bewegungen irrlichterhaft, zackig und in diesem sekundären Sinn phantastisch sind.

Wären sie es im primären Sinn, so gingen magische Fluiden von ihnen aus, wie bei Rembrandt oder den großen Musikern. Andern mag es anders gehen — ich fand das Phantastische bei Shaw immer nur in der bewußt ausgedachten Situation; „Back to Methuselah“ zum Beispiel wird zum Mysterium durch den Einfall, im Jahr 2170

die Dreihundertjährigen auf die Bühne zu bringen und zuguterletzt anno 31920 in eine Schlußphase zu führen, wo die fleischliche Zeugung aufgegeben ist, die Menschen nur als Gedanken leben.

In seinen Anfängen schien er vollständig Exponent des geheimnislosen Zeitalters zu sein, das den Mann auf der Straße zum Sprecher macht und dem, was schon fallen will, den letzten Stoß gibt, den altmodisch gewordenen Bindungen. Aber jenes tiefere Etwas, von dem die Rede war, trieb ihn in eine Entwicklung hinein, die über den Rationalismus hinausgeht. Der alte Darwinist und Sozialist war klug, einsichtig, aufmerksam genug, um zuerst einen religiösen Ersatz, die *Life-Force*, einzuführen und dann, nach der Katastrophe des ersten Weltkrieges, den Blick von der Technik fort —, der Religion selbst zuzuwenden.

Die Methode, überall nein zu sagen, wo der Bürger aus Überlieferung oder Bequemlichkeit ja sagt, ist ein vortreffliches Mittel, um in den Ruf eines Revolutionärs zu kommen und sich einen Ruf zu schaffen, mag in einer Welt, in der man sich voranbringen muß, die erste Vorschrift sein. Es ist aber auch ein gefährliches Mittel, und tausend Literaten haben es Shaw abgeschaut, die Welt wimmelt seither von abstrakt-radikalen Köpfen.

Ihm selbst gereicht es zur Ehre, daß er für diese Versuchung Hemmungen fand. Anderenfalls wäre er sein eigener Popanz geworden, manchmal sah es so aus. Das was er selbst als das Philosophische in seiner Natur empfand, warnte ihn, im

Neinsagen und Fragezeichensetzen nichts als konsequent zu sein, und war der Instinkt, den der geistige Mensch als Mitgift braucht, wenn er nicht im luftleeren Raum schweben will.

Sieht man genauer hin, so hängt auch Shaw noch mit der Tradition und den Werten zusammen, denen die brave, vertraute Erscheinung des Dichters entsprang. Verhielte es sich nicht so, dann wäre der Spötter aus Dublin nicht in die große, repräsentative Stellung gelangt. Seine Frische, Unbekümmertheit und Respektlosigkeit ergeben einen *positiven Aspekt*, weil er die negative Kurve rechtzeitig abbot.

Auch er mag sich im Alter gefragt haben, ob sein Auftreten die Welt vor den Dummheiten bewahrt oder gar die Menschen geändert hat. Und er wird sich klar gewesen sein, daß nur eine resignierte Antwort möglich ist. Als der junge Shaw in den 80er Jahren zur *Fabiangesellschaft* stieß, konnte er noch glauben, der Sozialismus führe die Harmonie unter den Menschen herauf. Der Sozialismus hat erreicht, was er vernünftigerweise erreichen konnte, niemand in den demokratischen Ländern verwirft mehr die Forderungen der erweiterten Menschenrechte. Aber auch der Sozialismus bedarf der Kontrolle und selbst des Gegenspielers, damit er nicht totalitär wird.

Kein Einzelner ändert die Menschen, wohl aber die Idee der Verbesserung und der systematische, immer wieder erneuerte Wille zu ihr. Zu diesen erneuernden, mahnenden Geistern gehört G. B. Shaw.